

| „Wie wirken die Bilder aus der Zeit des `struggle´ auf mich?“

Ben Khumalo-Seegelken*

Vom „*struggle*“ reden wir, wenn wir jene Zeiten meinen, die davon geprägt waren, dass du als Mensch schwarzer Hautfarbe im Apartheid-Südafrika dich tagein tagaus dagegen stemmen und wehren musstest, entmenschlicht zu werden. Wir haben uns gewehrt und wollten uns nicht damit abfinden, dass wir ausgebeutet, gegeneinander ausgespielt und zu Nichtmenschen herabgewürdigt wurden. Fest klammerten wir uns an die Hoffnung auf eine bessere Zukunft und behielten dabei den langen Atem.

Etwa 15 Jahre alt war ich, als ich 1965 zum ersten Mal bewusst wahrnahm, was allgemein mit Kunst - `afrikanischer Kunst´ - gemeint wird. Das war gut 3 Jahre, ehe unsere vielfältigen Versuche, uns untereinander als zusammengehörige Gemeinschaft anzunehmen und unsere Identität als Schwarze zu bejahen, den Namen *Black Consciousness Movement* annahm, es war etwa 10 Jahre vor jener Protestwelle, die in die Geschichte unseres Landes als *Schüleraufstände von Soweto* einging, es war 12 Jahre vor jenem 19. Oktober 1977, an dem alle bis dahin nicht verbotenen Organisationen der Opposition und des gewaltfreien Widerstandes gegen die Apartheid - unter ihnen das 1963 von Beyers Naudé ins Leben gerufene *Christliche Institut (CI)* - schlagartig mundtot gemacht wurden, es war 20 Jahre vor der Außerkraftsetzung der Drangsalierungsgesetze und der Erhebung der Willkür und militärischer Gewalt zum Regierungsgrundsatz - der so genannten *Ausrufung des Ausnahmezustandes 1985* -; es war etwa 30 Jahre vor jenem 10. Mai 1994, an dem *Nelson Mandela* zum ersten demokratisch gewählten Staatspräsidenten des `neuen Südafrika´ vereidigt wurde; es war gut 42 Jahre vor unserer Tagung zum Thema, „Die Bedeutung der Kunst im Widerstand und heute“.

1965 entbrannte in einer kleinen Kirchengemeinde ein Streit. Der neu errichtete Gottesdienstraum sollte eine Skulptur erhalten. Das Werk des Bildhauers Zondi, ein Kruzifix mit einem Gekreuzigten, der so aussah wie ein typischer Mensch aus der Region - mit schwarzer Hautfarbe und deutlichen afrikanischen Gesichtszügen und dem Habitus eines ungehobelten Landarbeiters - stand zur Debatte. „Christus soll dies sein - dieser Baumklotz von Zondi? Dieser Heide da - so'n Schwarzer wie du und ich? *Der* kommt mir nicht in die Kirche hinein!“ , war eine der vehement vorgetragenen Meinungen. Zwar ging mich das alles nichts an; mich hatte als Jugendlichen damals ohnehin auch keiner/keine um meine Meinung gefragt, und ich gehörte auch nicht zur Gemeinde, aber ich muss heute gestehen: Ich habe mich damals jenen verbunden gefühlt und denen Recht gegeben, die sich gegen den schwarzen Christus sträubten und verständnislos fragten: „Wieso sollen wir nicht auch so einen Christus haben wie alle sonst? Warum für uns nur einen schwarzen?“

Es war noch nicht lange her, seit ich als 12 Jähriger einmal in aller Härte zu spüren bekommen hatte, was es hieß, schwarz zu sein im damaligen Apartheid-Südafrika: Große Kettenfahrzeuge und Lastwagen waren am frühen Morgen des *13. Februar 1963* in unser Dorf KwaBhanya bei Vryheid eingerückt. Zum `black spot´ -

* Ben Khumalo-Seegelken (2008), Input zum Thema „Wie wirken die Bilder aus der Zeit des `struggle´ auf mich?“, Südafrika-Tagung vom 04.-06.04.2008 im Ludwig-Harms-Haus in Hermannsburg zum Thema „DieBedeutung der Kuns im Widerstand und heute“, siehe: [Weitere Informationen](#)

zum schwarzen Fleck in einer Region, die das Gesetz nur Weißen zum Großgrundbesitz vorgesehen hatte - war unser Dorf erklärt worden und sollte ausradiert werden.

Die weißen Männer in schweren Stiefeln schrieten uns an und kommandierten uns herum. Meine Mutter, meine jüngeren Geschwister und ich wurden - wie viele andere Kinder, Frauen und Betagte in unserer Nachbarschaft, die angetroffen wurden - aufgefordert, schnell alles, was wir tragen konnten, auf die wartenden Lastwagen zu laden und uns zum Abtransport gleich dazu zu setzen. `Wenn mein Vater hier wäre, ...!´, dachte ich, doch ältere Geschwister und Männer im arbeitsfähigen Alter waren alle bei der Arbeit - die meisten weit weg. Ich habe das noch vor Augen:

Flehend und bettelnd versuchten unsere Mütter, in letzter Minute noch die Weißen umzustimmen und sie um etwas mehr Zeit zu bitten. Vergebens! Das Gedröhn der Bulldozer, der gereizte Befehlston und die Kampfausrüstung ließen keinen Zweifel daran, dass wir heute endgültig weggejagt werden sollten.

Bald hockten wir zwischen den wenigen Habseligkeiten, die meine Mutter und wir Kinder auf die Ladefläche hatten hoch hieven können. Der Lastwagen wollte gerade los fahren, als die Planierraupe näher rückte und noch vor unseren Augen das Haus, das meine Eltern 20 Jahre zuvor mit eigener Hände Arbeit errichtet hatten - das Zuhause ihrer insgesamt 12 Kinder - dem Erdboden gleichmachte. Das Strohdach steckte man an. Eine dicke Staubwolke, Feuerflammen und Rauchschwaden verdunkelten den Himmel. Verstörte Haustiere liefen durcheinander und ziellos umher. Stimmen heulender Kleinkinder und empörter Frauen setzten sich hin und wieder durch gegen das ohrenbetäubende Gebrumm der Zerstörungsfahrzeuge. Die Welt meiner Kindheit - das einst so vertraute, schützende Heimatdorf glich der Hölle selbst! Mama hat geweint; am meisten machte mir zu schaffen, dass sie so hilflos war, die mich sonst doch immer beschützen konnte.

„Wie wirken die Bilder aus der Zeit des *struggle* auf mich?“, ist die Frage an mich heute:

Befremdend und anspornend zugleich wirkten die Skulpturen und Zeichnungen, die Gedichte und Bühneninszenierungen, auf mich damals. Befremdend wirkten sie am Anfang auf mich, weil ich sie als banal, altklug und oft zu verträumt und zu fromm empfand. Wer kannte denn das alles nicht, was sie sich zum Thema machten, fragte ich mich damals. Wohltuend anspornend wirkten sie kurz danach und hinfot auf mich und wurden mir eine Kraftquelle auf dem Weg, auf den ich heute zurückblicke - den Weg ins Exil und darüber hinaus. „Genau!“ konnte ich oft zustimmend schreien, wenn in wenigen einprägsamen Worten gesagt oder in einer Figur oder einer Zeichnung festgehalten worden war, was uns bewegte. Die einfache und doch so fesselnde Sprache des Gedichtbandes von James Matthews und Gladys Thomas, „Schrei deinen Zorn hinaus, Kind der Freiheit!“ , den Anneliese Rutkies so hervorragend ins Deutsche übertrug, wurde mir *zur Frohen Botschaft* und hielt die Hoffnung wach - nicht nur bei mir alleine!

Heute - nach all den Stationen, durch die der *struggle* mich geführt hat - wirken diese Bilder fesselnd und aussagekräftig; sie sprechen mich an, erinnernd und mahnend zugleich. Museal empfinde ich sie aber auch - erstarrt, verstaubt, rückwärtsgewandt und verstummt. Meine Nichten und Neffen in Gauteng heute

können nur wenige dieser Bilder verstehen und deren Aussage nachvollziehen, denn die Begebenheiten, denen sie entstammen, sind der jungen Generation - Gott sei Dank! - nicht mehr ohne weiteres nachvollziehbar. Doch das fordert mich auch heraus, die Erinnerungen wieder zu wecken und denen nach mir weiterzugeben.

Wenn ich heute vor einem dieser Bilder stehe, so ist es, als ob ich - wie neu-lich wieder - die Ruine meiner Geburtsstätte in KwaBhanya besuche, bei den Gräbern meiner Geschwister und meiner Vorfahren verweile und den Erinnerungen ihren Lauf lasse: Ich sehe und rieche den Staub und den Rauch, höre das Getöse, das Gejaulle der Haustiere und den Stimmwirrwarr vom Tage der Vertreibung 1963 wieder. Dennoch beschleicht mich ein unbeschreiblich wohlthuendes Glücksgefühl, und ich freue mich darüber, dass die Schreckensherrschaft und die Unmenschlichkeit der Apartheid nicht das letzte Wort behielt. So wirkt der Erinnerungsgang auf mich heute!

Dr. Ben Khumalo-Seegelken

"KwaMachanca"

Alte Ziegelei 4

D-26197 HUNTLOSEN

eJalimane/Deutschland

Tel/Fax: 0(0 49) - 44 87 - 75 02 85

www.benkhumalo-seegelken.de

"KwaMachanca" = "Wo die Antilope
selbst am helllichten Tage
angstfrei und sorglos grasen kann" /
"KwaMpunz'edl'emini!"

04.04.2008